

Wem das ganze Gold im Lande nutzt

Durch die Freilassung der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi ist Burma wieder Thema der ganzen Welt geworden. Doch wie zeigt sich das Hinterland der Militärdiktatur einem Beobachter?

Von Peter Duchamps

Ganz oben im Nordwesten von Burma, da, wo Touristen nur unter ständiger Begleitung eines Regierungsspitzen hindürfen, da brummt die Ökonomie. Und zwar gewaltig: Traktoren, schwere Laster mit verdreckten Doppelreifen, Armeefahrzeuge, Jeeps auf schlammiger Trasse ohne Unterbau, Knüppeldämmen und verfaulten Bohlen über Schluchten mit reißendem Wasser, LKW ohne Karosserie mit nacktem Motorblock und die Luft verpestenden Diesellabgasen. Man nähert sich dem geplanten Bau des Myitson-Staudamms im Norden Burmas nur unter schwierigen Reisebedingungen. Die seit 2007 begonnene Stauung der beiden Flüsse Maykha und Malikha zu einem See ist das größte von insgesamt sieben geplanten Staudammprojekten am Ayeyarwady und dessen Zuflüssen und soll jährlich 3600 Megawatt Strom erzeugen. Dieser Damm wird von einer chinesischen Firma, der China Power Investment Corporation, gebaut, denn der zukünftige Strom ist nicht für den einheimischen, sondern für den chinesischen Markt gedacht. China hat enormen Energiehunger, den es zu stillen gilt.

Im Kachin-Staat werden dadurch fünfund-siebzig Dörfer verschwinden, Tausenden Anwohnern droht Zwangsumsiedlung, und sollte der Damm brechen, würde eine riesige Flutwelle die fünfzig Kilometer entfernte Hauptstadt von Kachin, Myitkyina, unter Wasser setzen. Im April 2010 gab es eine Serie von Bombenanschlägen gegen den Staudamm mit mehreren Toten, und das Auswärtige Amt in Berlin rät von Besuchen in diesen Teil Burmas ab.

Hier leben überwiegend Christen – die zahlreichen, meist kleinen anglikanischen Kirchen neben der Straße bezeugen es. Ihre Zahl wird auf dreißig Prozent der insgesamt 1,5 Millionen Einwohner geschätzt. Bei der Doppel-moral vieler westlicher Entwicklungshilfeorganisationen drängt sich die Frage auf, ob sich das katholische Hilfswerk Missio in Aachen nur deswegen so vehement gegen den Myitson-Staudamm ausspricht, weil das Kraftwerk gerade dort gebaut wird, wo Christen wohnen.

Die fünf Jugendlichen im Wasserloch beim Goldwaschen neben dem buddhistischen Kloster kennen weder Missio aus Aachen noch die China Power Investment Corporation aus der Financial Street in Peking. Während dieses Unternehmens auf seiner Homepage mit betriebswirtschaftlichem Öko-Jargon der Spätmoderne daherkommt, stehen die burmesischen Jungs jeden Tag von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang barfuß und nur mit kurzen Shorts bekleidet im Wasser. Im Auftrag einer jungen Frau, die „denen da oben“ – wer immer das ist – für eine Goldwäscherlizenz tausend Dollar berappen musste, spritzen zwei Jugendliche mit Wasser aus einem Schlauch Steine ab, ein weiterer überprüft sie auf mögliche Goldvorkommen, und zwei werfen die überprüften Brocken auf einen Abfallhaufen.



In der berühmten Shwedagon-Pagode der Stadt Yangon betet kurz vor den Wahlen in diesem November eine junge Frau für ein gutes Ergebnis.

Foto dpa

Mitten im Dieselquahl der Wasserpumpe für den Schlauch kämpfen die fünf zudem gegen Malaria. „Zwei Jugendliche sind mir in diesem Jahr schon gestorben“, erklärt uns die Lizenzinhaberin, ohne die Jungs unten im Wasserloch aus den Augen zu lassen: „Mittel gegen Malaria sind hier einfach zu teuer. Auch für mich selbst.“ Ihre fünf Helfer erhalten dreimal am Tag zu essen und alle vierzehn Tage ein Honorar von dreitausend Kyat – eine Summe, die nicht einmal für eine Schachtel Zigaretten ausreicht. Selbstverständlich weiß sie das Quintett prozentual an einem Goldfund beteiligen: „Wir haben noch kein Gold gefunden. Aber ich erwarte, dass es nicht mehr lange dauern wird, denn mit einer ergebnislosen Suchdauer von anderthalb Monaten haben wir die durchschnittlich erfolgreiche Suchzeit nach Gold schon hinter uns.“

Das goldene Land der Pagoden sei Burma, so verkünden es Militärs und Reisebüros. Mandalay mit seinen überdachten Treppenaufgängen und goldenen Pagoden war die „Goldene Stadt“ von König Mindon (1853 bis 1878). Dünnes Blattgold, seit vielen hundert Jahren von Pilgern aus aller Welt auf die goldene Shwedagon-Pagode in Yangon aufgelegt und aufgeklebt, macht diesen sakralen Bau zur teuersten Pagode der Welt. Und glühen strahlt auch der gewaltige kugelförmige Goldene Fels im südlich gelegenen Mon-Staat, eine der hei-

ligsten Stätten des Theravada-Buddhismus in Burma. Nur ein kleines Haar von Buddha hindert die große Goldkugel daran, vom ihrem Berg herunterzukullern.

Gold und Diamanten bilden aber auch das Rückgrat der burmesischen Militärregierung und ihrer Räuberökonomie. Die eigene Bevölkerung wird ausgebeutet, und wertvolle Bodenschätze werden auf dem Weltmarkt, besonders nach China, verhöckert, um zu Hause die Ausgaben für das Militärbudget in Höhe von rund dreihundert Millionen Dollar finanzieren zu können.

Neben Gold und Diamanten ist es uraltes Teakholz, das von Burma aus seinen Weg auf den Markt findet. Übrig bleiben auf unserer Fahrt durch den Kachin-Staat viele entwaldete Berghänge, die in der Monsunzeit das Wasser nicht mehr halten können, abrutschen und dann Mensch und Vieh unter sich begraben. Ein Teufelskreis der Zerstörung beginnt: Die ihrer alten Dörfer beraubten Menschen ziehen noch tiefer in den Dschungel, um sich mittels Brandrodungen Platz für neue zu verschaffen, und zerstören ihrerseits den tropischen Waldbestand. Während das guterhaltene Kopfsteinpflaster, in den späten dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts von burmesischen Zwangsarbeitern unter der Aufsicht japanischer Besatzer verlegt, im Sommer 1937 Ausgangspunkt des japanischen Angriffs auf China war, dient dieselbe Straße heute ausgerechnet den Chinesen. LKW mit Bodenschätzen und Holz sind dorthin unterwegs.

Unser Regierungsspitzen auf Bord des Buses weiß bei der nächsten Rast in einer kleinen Dorfkneipe gut Bescheid: „Esst nicht in diesem Restaurant, und kauft dort in dem Geschäft keine Lebensmittel. Die sind alle aus China und alle vergiftet.“ Zwischen Burma-

nern und Chinesen besteht eine uralte Hassliebe. Nun kommt das wirtschaftliche Ungleichgewicht dazu. Der „Irrawady“, ein elektronischer Rundbrief burmesischer Oppositioneller, vermerkt am 10. November 2010: „Burma wurde zu einem Satelliten von China, und zwar in ökonomischer, politischer und militärischer Hinsicht. Man täusche sich nicht: Bei Burma besteht eines der Hauptziele der chinesischen Außenpolitik darin, sich seine Bodenschätze anzueignen und die Militärjunta in die Tasche zu stecken.“

Wer zieht dabei welche Strippen? Sind die burmesischen Generäle in Naypyidaw ein Marionettenregime? Birmanisches Marionettentheater jedenfalls ist berühmt, traditionsreich und hatte schon immer mit Politik zu tun. Vor rund zweihundert Jahren gab es sogar einen eigenen Marionettenminister, den „Thain Wun“. Mit Marionetten nämlich führte man jene Dinge vor, die aus religiösen Gründen untersagt waren – Marionetten durften mehr als Menschen. Klar, dass das aus politischen Gründen überwacht werden musste. Der Thain Wun war so mächtig, dass nur er dem König Dinge sagen konnte, die anderen Höflingen die Prügelstrafe eingebracht hätten.

Als das Marionettenspiel dann im Laufe der Zeit volkstümlich wurde, änderte es auch seine Inhalte: Es wurde zum öffentlichen Ort, wo sich das Wort gegen Korruption und Ungerechtigkeit der Oberen richten konnte. Ein Besuch der Marionettentheaterabteilung im Nationalmuseum in Yangon zeigt den verschwenderischen Reichtum alter Figuren. Während der Besichtigung fragt ein Touristenführer seine Besucher: „Warum hat die Marionette des Ministers als einzige Figur nicht achtundzwanzig, sondern nur zwei Schnüre?“ Die Antwort: „Ein Minister braucht ja nur zwei Bewegungen. Mit der einen Schnur lässt man den Kopf nicken, mit der anderen Schnur faltet man die Hände untertänigst auf der Brust zusammen.“

In Mandalay schmückt eine bunte Sammlung alter Marionettenfiguren die Wände der Bühne der Satirikertruppe „Moustache Brothers“. Die drei Kleinkünstler stellen sich bewusst in die Tradition des populären und obrigkeitkritischen alten Marionettentheaters. Doch die großen Tage der politischen Kritik an den Militärs scheinen vorbei zu sein: Im Wahlmonat des Jahres 2010 sind die „Moustache Brothers“ hausbacken und spießig oder müssen es sein. Ihre Macho-Witze über Frauen haben das Niveau einer Fernsehsendung à la „Mainz bleibt Mainz“, und Politik kommt bei ihnen überhaupt nicht mehr vor. Dagegen sitzt der landesweit beliebte Schauspieler und Komiker Zaganar seit Ende 2008 im Gefängnis von Myitkyina. Sein Strafmaß: fünfunddreißig Jahre. Sein Verbrechen? Witze nach dem Motto: „Unser Herrscher regiert seit achtzehn Jahren ohne Kopf.“

Die Wahlen und die Freilassung der Friedensnobelpreisträgerin und Oppositionspolitikerin Aung San Suu Kyi kurz danach haben der burmesischen Militärregierung das gebracht, was zu erwarten war: eine Festigung ihrer Position gerade wegen dieser kleinen politischen Lockerungen. Wenn aber die Analyse radikaler Globalisierungskritiker stimmt, dass westliche Hilfe ein wesentlicher Verursachungsfaktor für die Armut in Entwicklungsländern ist, müsste dann Aung San Suu Kyi nicht froh sein, keine politische Verantwortung für Burma übernehmen zu können? Burma würde unter einer Regierung von Aung San Suu Kyi zwar seine außenpolitische Anbindung wechseln, doch seine große sozioökonomische Misere bliebe wohl dieselbe.

HEUTE MORGEN



Von Michael Althen

Meine Lieblingskarikatur zeigt Edouard Manets Gemälde von „Dejeuner sur l'herbe“, wo zwei bekleidete Männer mit einer Nackten im Grünen sitzen – nur dass der Karikaturist Schneeflocken übers Bild gemalt und einen der Männer mit einer Sprechblase versehen hat: „Und ich sag noch, Kind, zieh dir was Warmes an!“ Wobei der Witz auch irgendwie darin liegt, dass der mütterliche Spruch kaum absurder ist als die an sich schon unhaltbar bizarre Situation des Originals. Wann bitte haben sich Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Damen unbekleidet zu Männern ins Grüne gesetzt, während diese sie in der Konversation fröhlich ignorierten? Im Grunde hat erst die Karikatur diesem Unverhältnis Rechnung getragen. Ist aber natürlich sinnlos, über ein Bild zu reden, das man jetzt nicht sehen kann.

Reden wir also über die klimatischen Hintergründe und über den Umstand, dass mit ihnen auch im wirklichen Leben unweigerlich mütterliche Ratschläge einhergehen. Mein Sohn beispielsweise tendiert dazu, auch im Morgenfrost mit kaum mehr als einem T-Shirt bekleidet zur Schule zu gehen, was seine Mutter regelmäßig zur Verzweiflung treibt. Er erweist sich aber als erstaunlich resistent gegen Argumente aller Art, auch gegen Flehen und Drohen. Naturgemäß fällt der Satz „Ich pflege dich nicht“, mit dem schon meine Mutter glaubte, ihr letztes, schwerstes Geschütz aufzufahren. Selbstverständlich bin ich heute klüger und tendiere stark dazu, meiner Frau Recht zu geben, aber aus Erfahrung und Erinnerung weiß ich, dass sie scheitern wird. Winterbekleidung, die ihren Namen verdient, ist einfach nicht sexy.

Da hilft auch der Verweis auf den Blasenkatarrh nichts, der schon meinen Opa umgetrieben hat. Bei mir führte er dazu, dass ich winters in langen Unterhosen in die Schule getrieben wurde, was sich beim Sportunterricht regelmäßig zum Drama auswuchs. Versuchen Sie mal, eine Sporthose über einer langen Unterhose zu tragen. Hochkrepeln ging auch nicht, weil spätestens Mitte des Oberschenkels mit der Dehnbarkeit des Materials Schluss war. Die lange Unterhose konnte man aber auch nicht weglassen, weil sonst die Hoden aus der Sporthose herauschauten, was bei Mitschülern jedes Mal zu einem großen Hallo und unangenehmen Nachstellungen führte, die mit dem unschönen Namen „Sackeln“ bezeichnet wurden. Seither sind lange Unterhosen bei mir taub – obwohl ich mir heimlich mal eine zum nächtlichen Sternegucken in Kärrten gekauft habe, die seither ganz hinten in der Kiste liegt. (Sterne konnte man übrigens nicht sehen, weil es bewölkt war, aber ich erinnere mich an das unangenehme Gefühl unter meiner Jeans.)

Von mir aus kann sich mein Sohn eine Lungenentzündung holen. Ich pflege ihn jedenfalls nicht.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Andreas Gryphius

Joachim Sartorius

Vberschrift an dem Tempel der Sterblichkeit

aus A. Gryphii Meletomenus Ersten Buch

Ihr irr't in dem ihr lebt / die gantz verschränckte Bahn
Läst keinen richtig gehn. Diß / was ihr wünscht zu finden
Ist Irrthumb: Irrthumb ists / der euch den Sinn kan binden.

Was euer Hertz ansteckt / ist nur ein falscher Wahn.
Schaut Arme / was ihr sucht. Wärumb so vil gethan?
Vmb diß / was Fleisch und Schweiß und Blut / und Gutt /
und Sünden /

Vnd Fall / und Weh nicht hält; wie plötzlich muß
verschwinden

Was disen / der es hat / setzt in des Todes Kahn.
Ihr irr't in dem ihr schlafft / ihr irr't in dem ihr wachet;
Ihr irr't in dem ihr trauert / ihr irr't in dem ihr lachet /

In dem ihr diß verhönt / und das für köstlich acht.
In dem ihr Freund als Feind / und Feind als Freunde schätzt /
In dem ihr Lust verwerfft / und Weh vor Wollust sätzet /
Biß der gefund'ne Tod euch frey vom irren macht.

Vom Kreislauf des Irrs

Die Sterblichkeitsrate des Menschen liegt bedauerlicherweise bei hundert Prozent. Das ist so, seit es den Menschen gibt, und obschon er um diese Unabänderlichkeit weiß, die ihm schon in die Wiege gelegt wird, kann er sie nicht akzeptieren und lehnt sich immer wieder dagegen auf. Dieser Impuls hat einen Gutteil aller künstlerischen Produktion über Jahrhunderte ausgelöst. Die Themen der Flüchtigkeit, Vergänglichkeit, Sterblichkeit werden aufgerufen, um uns der Eitelkeit allen menschlichen Tuns zu überführen oder uns zu gemahnen, jeden Tag bis zur Neige auszukosten. Manche Dichter spenden auch Trost: Wo doch alles ein Jammertal ist, kann es nur gut sein, dieses Tal schnell wieder zu verlassen.

Zu manchen Zeiten, im siebzehnten Jahrhundert zum Beispiel, im Barock, waren diese Themen in der europäischen Literatur und Malerei dominant. Andreas Gryphius ist ein Kind dieser Epoche. Er erlebte die Zerstörung seiner Geburtsstadt Glogau im Dreißigjährigen Krieg und die damit verbundenen Verheerungen und Religionsverfolgungen. In seinem Werk, das vom Leid und vom moralischen Verfall in Kriegszeiten geprägt ist, kehrt das Motiv der Vergänglichkeit immer wieder. Noch heute wird Andreas Gryphius vor allem mit dem einen Vers zitiert: „Der Ruhm, nach dem wir trachten, den wir unsterblich achten, ist nur ein falscher Wahn.“

Auch in diesem Gedicht, einem raffiniert gebauten Sonett, ist vom falschen Wahn die Rede. Das Herz gaukelt uns Empfindungen vor, die gar nicht stimmen und zu nichts führen. Der Irrtum und das Irren werden vom Dichter leitmotivisch eingesetzt. Die starke Eingangsformel aus sechs Worten: „Ihr irr't in dem ihr lebt“ wird im zweiten Teil des Gedichts unbarmherzig aufgefächert und mit so gut wie allen Tätigkeiten des Lebens verbunden – schlafen und wachen, trauern und lachen. Der Mensch selbst ist ein Irrhaus, ein Labyrinth. Sein Tun beruht auf Trugschlüssen, auf falschen Einschätzungen. So wird sein Leben eine „gantz verschränckte Bahn“.

Lesen wir das Gedicht mehrfach, so hören wir gleichsam im Hintergrund die Wirbel einer dumpfen Trommel, welche unnachgiebig den ganzen Text skandieren. Und zu dieser Musik fallen uns Gemälde des Barock ein, Vanitas- und Memento-mori-Bilder mit ihrer ganz bestimmten Ikonographie: Sanduhren, Totenschädel, niederbrennende Kerzen, Spiegel und Scherben. Auch dieses Gedicht arbeitet mit einem ganz bestimmten, häufig in Kirchenliedern vorkommenden Vokabularium: Fleisch, Schweiß, Blut und Weh, Fall und Sünden. Aber im Gegensatz zu den geistlichen Liedern ist bei Andreas Gryphius der Mensch verlassen, metaphysisch trostlos.

Indem er – mit dem Mittel der Übertreibung – vehement insistiert, dass das Leben ein einziger großer Irrtum sei, will er uns einblenden, dass alles Eibildung ist, ein Kreislauf des Irrs, Schall und Rauch. Hält das Leben nicht auch Schönheit bereit? „Ihr irr't“, indem ihr „das für köstlich acht.“ Gibt es nicht Freundschaft? Aber wir verkennen die Freunde. Sind wir nicht „teilhaft des Unendlichen“, wie Goethe sehr viel später formulierte? Gryphius bemüht das Ewige nicht. Fehlt nicht das Entscheidende: die Liebe? Gryphius scheint sie nicht zu kennen. Er ist wirklich unbarmherzig.

In seinem Furore wirkt das Gedicht wie eine Vorwagnahme des Existentialismus. Der Mensch ist auf sich gestellt. Höhere Instanzen gibt es nicht. Ist er an die äußerste Grenze gekommen, dann scheint der Tod nur eines: die große Erlösung. Gryphius setzt ihn mit Freiheit gleich. So ist wohl auch der Titel des Gedichts zu verstehen. Der Sterblichkeit wird ein Tempel errichtet, und das Gedicht nennt uns den Grund dafür.

■ Andreas Gryphius: „Gedichte“. Eine Auswahl.

Text nach der Ausgabe letzter Hand von 1663.
Herausgegeben von Adalbert Elschenbroich.
Reclam Verlag, Stuttgart 1996. 173 S., br., 4,60 €.